NEWSLETTER 01/2019

www.industrieform-ddr.de

+++ Das bauhaus 100 & Karl-Heinz Hüter 90 + Drei Buchempfehlungen: Bärbel Thoelke, Porzellan / Aus dem Spielzeugland, Zeitzeugen berichten / Erich Johns Weltzeituhr und mehr + Drei Ausstellungsempfehlungen + Wortgericht: Blaupause +++

Stroh zu Gold spinnen

GUTES DESIGN

GRATULATION

Hüter des Bauhaus-Erbes in der DDR

Karl-Heinz Hüter zum 90. Eine sehr persönliche Laudatio von Günter Höhne.

Meine erste Begegnung mit dem Bauhaus hatte ich im Sommer 1962. Da war ich 19 und in der ostsächsischen Provinz gerade vom Lehrerstudium geflogen, als Schmiedehelfer „zur Bewährung bei der Arbeiterklasse“ im Stahlwerk gelandet, also ziemlich „runter“, wie man sagt, und meine Mutter wollte mir in meinem ersten Betriebsurlaub etwas Gutes tun. Sie liebte Weimar, fraß seit vielen Jahren unersättlich alle Literatur über die Stadt und ihre Klassiker buchstäblich in sich hinein, ließ auch mich an ihren vielen Büchern von und über Goethe, Wieland, Herder, Schiller teilhaben, schwärmte besonders vom unübertrefflichen Weimar-Kenner und -Autor Fritz Kühnlenz. Nach ihren mehrfachen Besuchen in Weimar und drum herum meinte sie nun, das sei jetzt genau der richtige Moment, mich auf eine Zeit-Reise dorthin mitzunehmen, weg von Glühofen und Fallhammer, hin zum lieblichen Park an der Ilm. Wir wohnten „privat“ im Haus der Frau von Stein, am Abend wehte zu uns aus der gegenüber liegenden Musikhochschule, ihren offenen Fenstern zauberhaftes Klanggewirr von Klarinetten, Hörnern, Flöten, Streichern und Klavier – Balsam für die Seele. Und dann erst einmal hinüber ins Schloss, quer über den „Platz der Demokratie“, ausgerechnet mit dem Monarchen-Denkmal Karl Augusts, hoch zu Ross, in der Mitte.

Besichtigungsziel waren die Kunstsammlungen im ehemals herzoglichen Gemäuer. Und plötzlich, zum Schluss, stand ich vor völlig unerwarteten, mir als fehl am Platze erscheinenden fremdartigen Objekten. Nicht klassizistisch, nicht romantisch, nicht barock, nicht gotisch. Gegenstände, Bildwerke, die mich mehr an die im schulischen Kunstunterricht verdammte westliche „abstrakte Kunst“ erinnerten, der wir Schüler umso mehr zuhause wetteifernd dilettantisch frönten. Ähnlich hier diese klar, ohne Wenn und Aber bestimmten und scheinbar willkürlich miteinander korrespondierenden flächigen Grundfarben. Keramisches Gefäß in mir aberwitzig erscheinenden, magischen Proportionen, dekorlos, wirklich irden. Technisches und Metall-Gerät in Gestalt geometrischer Grundformen wie Kugel, Zylinder, Kegel, ohne Schnickschnack, nüchtern und doch irgendwie unglaublich poetisch. – Was war das hier?!

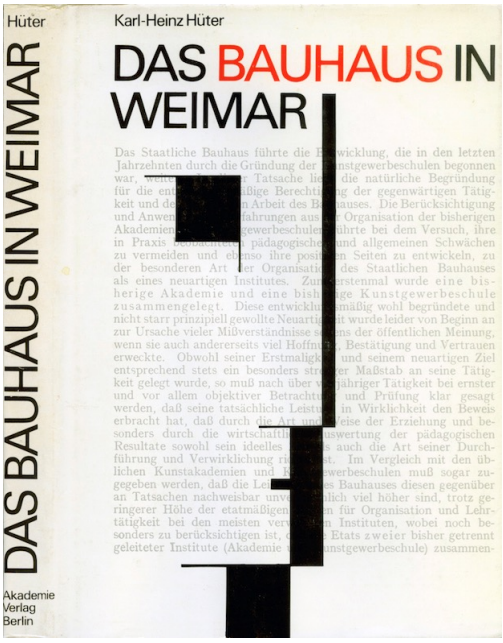
Das war die „Bauhaus-Sammlung“ der Stadt, damals in einem, wie mir schien, verborgenen Winkel des Schlosses, als Appendix der Kunstsammlungen hier. Noch nie hatte ich ihn zuvor jemals gehört, den Begriff „Bauhaus“ und davon, dass das Klassiker-Mekka Weimar sein Geburtsort sei. Und nun? Nun war ich eingefangen. Fuck you Goethe...

Von da an sah ich zunehmend anders in die Welt. Das war sie also auch! Mehr davon! Mehr! Aber wo? Ein paar Postkarten hatte ich unten an der Museumskasse erstehen können. Im Buchhandel, hier wie daheim – nichts. Kein Bildband, kein Garnichts. Dass ich ein paar Straßen weiter an der Wiege des Bauhauses hätte stehen können, dem Van de Velde-Bau, in diesem Zusammenhang verriet uns das kein Stadtplan, kein Reiseführer, kein Kühnlenz. Auch für Mutter war’s bis da hin kein Thema. Von der Göchhausen, Herzoginmutter Anna Amalia, Franz Liszt, von Nietzsche erzählte sie mir, nach Schloss Bellevue und nach Tiefurt sind wir gewandert, nach Buchenwald gefahren selbstverständlich. Das Haus am Horn aber blieb uns unentdeckt.

Fast dreißig Jahre später stieß ich im Nachlass meiner Mutter auf ein Musterheft mit Tapeten-Angeboten der Firma Rasch. Da wusste ich mittlerweile, dass dieses Überraschende ein echtes Stück Bauhaus-Geschichte war. Mutter womöglich nicht, als sie es sich als junge Frau in den 1930er Jahren zugelegt und, Kunstliebhaberin damals schon, auch nach dem Tapezieren ihrer ersten kleinen Bleibe nicht dem Papierkorb überlassen mochte.

1966 war es, als ich wieder in einem Urlaub, diesmal während meines Wehrdienstes, aufs Bauhaus stieß, zufällig und an einem Schaufenster in meinem Provinznest Großenhain, bei „Buch und Kunst“. Ein Paperback fesselte meinen Blick, Lothar Langs „Das Bauhaus 1919-1933. Idee und Wirklichkeit“. Es war die Erst-

ausgabe, und ich griff sofort in mein schmales Portemonnaie. Erst jetzt erfuhr ich so, was das war: Bauhaus. Was und wen es hervorbrachte, mit welchen Grundsätzen, warum so eigen-artig erscheinend in seinen Formen und Farben und warum angefeindet und zum Vergessen verurteilt. Ich begann zu begreifen.
Was ich nicht wissen konnte damals: Dass im selben Jahr in meinem Land ein anderes Werk der Grundlagenliteratur zum Bauhaus ebenfalls druckfertig verfasst war, aber noch ganze 10 Jahre brauchen sollte, bis es erscheinen durfte: Karl-Heinz Hüters „Das Bauhaus in Weimar“. Auch hier griff ich dann natürlich begierig zu, nun in Berlin als Journalist arbeitend und inzwischen auch das (noch nicht fertig restaurierte) Dessauer Bauhaus-Gebäude nicht nur von außen kennend. Und ich hatte 1976 vor allem auch die erste „bauhaus“-Verkaufsausstellung des Staatlichen Kunsthandels der DDR in der Leipziger Galerie am Sachsenplatz gesehen, überwältigt davon.
Nun also Hüters Buch, zwar „nur“ über das Weimarer Bauhaus – aber mit welcher Umsicht und Tiefgründigkeit verfasst. Als Untersuchung, als Quellenstudie, wissenschaftlich so fundiert wie bündig und lebendig erzählt: *„Die Weimarer Bürger fassten es schon als Revolte wider den guten Geist der Stadt auf, wenn die jungen, verarmten Leute unkonventionelle Kleidung trugen oder zu Weihnachten selbstgebasteltes Spielzeug an bedürftige Kinder verschenkten.“* Auch dieser scheinbar leicht hingeworfene Satz ist mit einer ihn dokumentarisch belegenden Fußnote versehen. Lothar Langs Buch war für mich der Türöffner zum Bauhaus – dieses nun von Karl-Heinz Hüter aber das An-die-Hand-Nehmen, die Führung durchs Lehr- und Werkstattgebäude mit Fensterausblicken auf Weimar – und in die Welt, auch schon bis Dessau.



Noch einmal zehn Jahre später begegnete ich Karl-Heinz Hüter erstmals von Angesicht zu Angesicht, als ich in Berlin Chefredakteur der Fachzeitschrift für industrielle Formgestaltung form +zweck geworden war. Endlich konnte ich ihm sagen, wie sehr mich sein Bauhaus-Buch in Bann geschlagen und meinen Werdegang als Kulturjournalisten bis hin zu form+zweck beeinflusst hatte. Und es war uneitle, überraschte Freude in seinen Augen darüber, so als wäre das Buch soeben erst erschienen, ich der Erste, der ihm dafür dankte und als wäre er nicht längst wahrlich eine Institution als Architektur- und Designhistoriker, Kurator und Autor, nicht nur in der DDR. Und es war der Anfang gegenseitigen Interesses, Gedankenaustauschs, von Sympathie und Freundschaft schließlich. Und des Mitteilens von Wissen und Erfahrungen – wovon natürlich ich das unvergleichlich Allermeiste profitiere, bis heute. Sein Lebenslauf spricht Bände, und glücklicherweise führt seine Frau Katharina als Kulturwissenschaftlerin darüber und über sein unglaublich umfangreiches Privatarchiv umsichtig Buch. Ihm selbst ist das eher lästig und weniger wichtig, mehr und angenehmer beschäftigt ihn seit Jahrzehnten immer mal wieder der Um- und Ausbau des nach dem „Offenen Prinzip“ selbstentworfenen Häuschens und die Obhut über dessen Biotop in der Nähe des brandenburgischen Krossinsees.

Am 10. März 1929 in Elxleben bei Arnstadt geboren, in Jena studiert, an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar gearbeitet, verteidigte Karl-Heinz Hüter an der Humboldt-Universität zu Berlin 1962 seine 1967 auch als Buch erschienene Dissertation zu Henry van de Velde, den er 1956 als Dreiundneunzigjährigen in der Schweiz besuchen konnte. Er lebte nun schon in Berlin, war, ist und bleibt aber Thüringer durch und durch. Und Kosmopolit, wissenschaftlicher Freigeist, auch als er 15 Jahre lang, bis 1978, an der Ostberliner Deutschen Bauakademie im Institut für Architektur und Städtebau arbeitete. Bis ihm der Geduldsfaden riss nach fortwährenden Behinderungen und Verboten bei Auslandskontakten und Veröffentlichungsprojekten, auch seiner 1971 verfassten und erst nach der „Wende“, 1990 erschienenen „Geschichte des Neuen Bauens in Deutschland“. So schlug er sich ab Ende der 1970er Jahre als freiberuflicher Autor und Restaurator durch, hielt Gastvorlesungen und veröffentlichte 1987 (es ist das Jahr der 750-Jahr-Feiern in Berlin Ost wie West) seinen Band „Architektur in Berlin 1900 – 1933“. Dabei nicht zu vergessen: Noch während seiner Zeit an der Bauakademie engagierte er sich Mitte der 1970er Jahre weiterhin aktiv für die Rehabilitierung des Bauhauses in der DDR sowie die Sanierung und Rekonstruktion des Gebäudes in Dessau. Als es 1979 im 50. Jubiläumsjahr der Eröffnung zu einem großen staatlichen Festakt kommt, begleitet er hier Ise Gropius durch das

wiedererstandene Haus, die Witwe Walter Gropius', mit dem er in Briefkontakt gestanden hatte. (Siehe Foto S. 2, Archiv Hüter, und auch Karl-Heinz Hüters Beitrag „Dem Bauhaus Bahn brechen" in meinem 2009 erschienenen Buch „Die geteilte Form. Deutsch-deutsche Designaffären 1949-1989".)

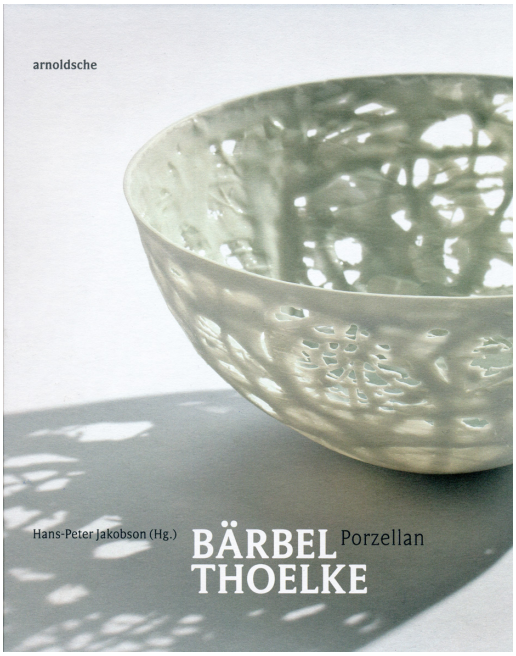
In vier Wochen vollendet Karl-Heinz Hüter sein neuntes Lebensjahrzehnt. So wie wir ihn kennen, erwartet er sicher nicht, dass dies von der Öffentlichkeit in einem Atemzug mit dem Gedenken ans 100. Bauhaus-Jubiläum mitgedacht wird. Wir aber tun das und wünschten, dieser leise, beharrliche, bescheidene und verdienstvolle Mann, so ganz anders gestrickt als andere bekannte Ausgezeichnete, würde noch zu Lebzeiten für seine Verdienste mit dem Designpreis der Bundesrepublik Deutschland geehrt. Wenigstens.

REZENSION & ANNOTATION

Sechzig Jahre dem Porzellan verfallen: Bärbel Thoelke

Fein und zugleich bodenständig – die Frau wie ihr Werk

Vor genau einem Jahr durften wir in unserem Newsletter 01/2018 mit einer Laudatio der Berliner Gefäßgestalterin Bärbel Thoelke zum 80. Geburtstag gratulieren. Nun liegt das Lebenswerk der großartigen Anwältin zeitgemäßer deutscher Porzellankultur in Buchgestalt vor. Aber was heißt Lebenswerk – da ist ja wohl Einiges auch noch zu erwarten, so wie wir sie kennen. Herausgeber und Autor dieser ersten umfassenden Monografie über sie ist einer der fundiertesten und seit Jahrzehnten mannigfach aktiven Kenner des Sujets, der Kultur- und Kunstwissenschaftler und langjährige ehemalige Direktor des Museums für Angewandte Kunst Gera Hans-Peter Jakobson.



Mehr oder weniger detaillierte Veröffentlichungen zu Arbeiten der Porzellankünstlerin gibt es schon eine Vielzahl, seit sie ihr Studium an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee 1963 als Diplom-Industrieformgestalterin abschloss, wie die Bibliografie im Anhang des Buches eindrucksvoll belegt. Eigene Publikationen von Bärbel Thoelke über ihr Wirken sind hingegen äußerst rar und zudem eher kurz und bündig. Sie wollte und konnte sich für so etwas wohl einfach keine Zeit nehmen. Die nahm ganz ihr künstlerisches Schöpfertum in Anspruch – als gefragte Gestalterin für die industrielle Serie, experimentierfreudige Studiokeramikerin, Hochschullehrende, international gefragte Ausstellende. Und überhaupt: Wer die Dinge aus ihrer Hand genauer besieht und berührt, kann doch auch ohne große Worte begreifen, wes Geistes Kind diejenige ist, die dahinter steht; poetisch sensibel, handwerklich risikofreudig, achtungsgebietend. Weshalb noch große Worte drum herum machen. So denkt sie vermutlich.

In der jetzt vorliegenden umfassenden Würdigung ihres Schaffens kommt nun Vieles und Eingehendes über sie, über ihre Arbeiten und ihre Ambitionen zur Sprache, sie selbst aber ringt sich auch hier einzig ein lakonisches Statement ab, Eingangs des schönen, vornehmen Text-Bild-Bandes und ganze sechzehn Druckzeilen „lang". Ein dennoch großes Credo, denn es beschränkt sich nicht darauf, Motivation selbstgewiss zu resümieren, sondern offenbart stattdessen schöpferische Ungewissheit. Der letzte Satz lautet: *„Dinge, so unaufdringlich wie nötig und so harmonisch wie möglich, störend vielleicht nur, wenn sie fehlen – schon eine Annäherung an dieses Ziel wäre ein Erfolg."*

Wer ab und zu Gelegenheit hat, mit den Thoelkes auf Tuchfühlung zu sein (Ehemann Henning wirkt seit jeher hilfreich rational mit in Vielem), ist immer wieder erstaunt, wie das zusammenspielt: Jene grundehrliche Bescheidenheit, ja Unsicherheit Bärbel Thoelkes gegenüber den zu erwartenden Reaktionen auf ihr Werk einerseits und ihr (vielleicht gerade deshalb?) kompromisslos ausgeklügeltes, zugleich innig poetisches Herangehen an von ihr selbst provozierte Grenzüberschreitungen im Umgang mit chemisch-physikalischen Gesetzmäßigkeiten im Allgemeinen und dem gewählten Material im Besonderen.

Porzellanmassen, Farbe, Mineralien, Formungsverfahren, die Kunst des Brennens, der (kunst)handwerkliche Umgang mit all dem – es ist ein Verdienst des Buches, dass auch dies anhand konkreter Arbeitsprozesse ins Spiel kommt, zumindest angerissen wird. So erhält man ein praktisches Bild davon, wie aus Ideen Objekte werden, nicht „gezaubert", sondern sehr oft mühevoll experimentell erstritten. Freilich wünschte man sich, der Herausgeber und Hauptautor hätte ähnlich anschaulich dem an die Seite gestellt, was bei aller ein-

gebrachten Rationalität dem Ganzen die Seele, das Imaginäre einhaucht: nämlich das ureigene Wesen der Künstlerin mit seinen Selbstzweifeln samt obsiegender Unverdrossenheit, seinem Erfahrungsreichtum samt Wissbegier, seiner Fröhlichkeit samt trotziger Zielstrebigkeit von Fall zu Fall.
Von der einzigartigen Persönlichkeit Bärbel Thoelkes, von ihrem festen, fragenden und zugleich mitteilsamen Blick, von ihrer Bescheidenheit im Persönlichen wie Unnachgiebigkeit in der Sache, wenn's darauf ankommt, vermittelt der Text-Duktus des Buches wenig. Er beharrt leider überwiegend in einem analytisch-bilanzierenden Stil, unfehlbar sachlich präzise, etwa so, wie ein Entomologe sich einem Schmetterling widmet. Poesie-frei eben. Dazu der Grundton des Erzählens (beziehungsweise Aufzählens) im Perfekt, als Rückschau. Verbindlicher gewesen wäre ein Schildern im Präsens. Denn noch immer ist (nicht war) Bärbel Thoelke ganz bei der Sache.
Auch der beeindruckende großzügige Bildteil zum Œuvre der Porzellangestalterin kann nicht über den trockenen Ton hinwegtrösten. Die Botschaft der schönen, stimmigen Fotos erschlösse sich noch umfassender, wenn sie auch von tieferen Einblicken in das Seelenkostüm der Künstlerin begleitet wäre. Was bei Bärbel Thoelke allerdings zugegebenermaßen leichter gesagt als vollbracht ist. Man kennt ja doch das ihr innewohnende Unbehagen, sich Dritten gegenüber weiter als unbedingt nötig zu öffnen. Sich selbst dabei vielleicht auch noch wichtig nehmen! Nichts liegt ihr ferner. Womöglich hätten aber ein dennoch abgerungenes Interview oder Gespräch, direkt oder indirekt wiedergegeben, dem Buch (und ihr) durchaus gut getan.
Weder in ihren Werken noch in ihrem Wesen ist bei Bärbel Thoelke auch nur die geringste Spur von Eitelkeit und Einmaligkeits-Anspruch zu finden. Im Grunde genommen ist sie nämlich über all die Jahrzehnte ihres Studio-Schaffens hinweg einer gewissen Zuwendung zum Seriellen, zum Industriellen und zur Manufaktur nie abhold geworden. Weder konnte noch wollte sie jemals die Spuren verleugnen, die sie aus ihren beruflichen Anfangsjahren als Gestalterin im VEB Porzellanwerk Freiberg hinaus in die Selbstständigkeit gelegt hat. Fast alles, was sie danach in Porzellan geschaffen hat, ob filigran oder bodenständiger, trägt auch mehr oder weniger in sich das Zeug zur Vervielfältigung. Dafür sprechen besonders auch jene Entwürfe, die sie in den letzten Jahren für Auftraggeber wie die Staatliche Porzellan-Manufaktur Meissen, die Berliner KPM, die Schwarzburger Werkstätten für Porzellankunst und die Wiener Porzellanmanufaktur Augarten geliefert hat.
Auch unter anderem von eben da kommen neben Herausgeber Jakobson in dem großformatigen Buch weitere sechs Partnerinnen und Partner Bärbel Thoelkes mit kurzen Statements zu Wort: aus dem Kolleginnenkreis, Porzellan-Unternehmen, der Aussteller-, Galeristen- und Sammlerszene. Hervorhebenswert ganz am Schluss der umfangreiche Appendix mit Vita, Anerkennungen und Auszeichnungen sowie Ausstellungs- und Veröffentlichungs-Angaben. Zu konstatieren ist am Ende: Solch umfassende Würdigungen von Lebenswerken „angewandter" Künstlerinnen und Künstler unserer Zeit wie mit diesem Band sind immer noch Mangelware in Deutschland, leider.

Günter Höhne

Hans-Peter Jakobson (Hg.)
Bärbel Thoelke – Porzellan
Arnoldsche Art Publishers, Stuttgart 2018
Hardcover, 112 S., € 34,-
ISBN 978-3-89790-550-4

(Laufende bzw. bevorstehende Ausstellungen von Thoelke-Porzellan: noch bis 17. Febr. im Museum Schloss Wolfshagen/Prignitz u. ab 19. Mai 2019 im Keramion Frechen b. Köln)

Von Spielräumen und Spielverderbern
Sonneberger geben zu Protokoll

Die Rundfunkjournalistin und Feature-Autorin Margit Miosga, sozial- und kulturpolitische Themen bevorzugend und mit Verve vortragend, ist eine der raren Vertreter/innen ihrer Zunft, die auch ein ausgeprägtes und obendrein kenntnisreiches Faible für die Themenfelder Angewandte Kunst und Alltagsdesign haben. Im Jahr 2013 machte sich die besonders gern für Deutschlandfunk Kultur und rbb RadioKultur arbeitende Wahlberlinerin in die Gegend des Meininger Oberlandes auf, um dort den Spuren deutscher Spielzeugtradition zu folgen. Und folgerichtig kam sie nach Sonneberg und von da nicht mehr so schnell los. Hier stieß sie auf das älteste Spielzeugmuseum Deutschlands – und auf die verlassenen Produktionsstätten von „Sonni", aus denen bis 2006 Gutes und Schönes in die Welt der Kinder versandt wurde. Im großen Stil als Kombinatsbetrieb bis 1990, danach in immer geringerem Umfang, zum bitteren Ende hin. „Bis auf kleine Spurenelemente verschwand die einst identitätsstiftende Arbeitswelt", schreibt Margit Miosga in ihrem jetzt in Kooperation mit dem Deutschen Spielzeugmuseum Sonneberg erschienenen Report „Aus dem Spielzeugland". In der gesamten Spielwarenindustrie der DDR, die auch ein beachtlicher Devisenbringer war, arbeiteten in den 1980er Jahren rund 27.000 Frauen und Männer, ein gutes Drittel davon allein im Sonneberger Wirtschaftsraum.

Mit 28 dieser Ehemaligen hat die Journalistin nun zwischen 2015 und 2017 Gespräche über deren Erinnerungen und Erfahrungen führen können und diese Selbstzeugnisse dokumentarisch wortgetreu niedergeschrieben, illustriert mit Bildern aus öffentlichen Quellen und privaten Fotoalben. Zustande gekommen ist so eine ungemein lebendige und weit über den Sonneberger Horizont hinaus reichende aufschlussreiche Chronik über Tradition, Kurswandel und das Stranden eines Flaggschiffs der DDR-Leichtindustrie in den Untiefen bundesdeutscher Treuhandgewässer.
Die Protagonistinnen und Protagonisten, allesamt nun in die Jahre gekommen, waren lange auf verschiedensten Ebenen der Spielmittelerzeugung tätig, vom Bereich Forschung und Entwicklung bis zur Heimarbeiterbetreuung, vom Entwurf bis zur technischen Kontrolle, von der Puppen- oder Plüschtierproduktion bis zu jener von Plastefiguren oder mechanischen Spielwaren. Ein Mikrokosmos nicht nur der Spielzeugindustrie, ihrer Mitarbeiter und Lenker, sondern weitgehend der ostdeutschen Leichtindustrie zwischen 1945 und 1990 überhaupt. Was „oben“ beschlossen, „nach unten durchgestellt“ und dort letztendlich mit unerschöpflicher Kreativität qualitativ anspruchsvoll „umgesetzt“ wurde, wird wie selten sonst sachlich-authentisch und ganz ohne Jammerei, weder über das Damals noch über das desaströse Danach, erzählt. Ungebrochener Stolz über das Geleistete zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. So betrachtet ist der den Band zusammenhaltende breite rote Leinen-Rücken des übrigens auch typografisch gelungenen Werkes (Erstauflage 400 Exemplare) von besonderer Symbolik, ob nun beabsichtigt oder zufällig.

Der Kenner weiß zu schätzen, mit welch leichter, sicherer Hand die Sonneberger Museumsdirektorin Reinhild Schneider, Initiatorin und Mitautorin des Projektes, die Befragerin Miosga auf Fährten geleitete, die sie ansonsten wohl schwerlich hätte verfolgen können. Am Ort zu ehemaligen „Sonni“-Werktätigen wie etwa Renate Müller zu finden, Mutter der weltweit bekannten Reha-Rupfentiere-Familie, lag ja auf der Hand. Aber nach Halle an der Saale zum heute 98-jährigen und immer noch sehr präzise Auskünfte und Urteile geben könnenden (und wollenden!) Erwin Andrä aufzubrechen – dazu bedurfte es schon erst einmal zumindest des entsprechenden Winks aus berufenem Munde. Denn Erwin Andrä ist nicht weniger als eine, ja die Schlüsselfigur schlechthin, deren jahrzehntelanges, aber in der Öffentlichkeit kaum bekanntes Wirken als Gestalter, Organisator und Hochschulprofessor die systematische Entwicklung der DDR-Spielzeugindustrie vom typischen lokalen Einzel- und Mittelstands-Gewerbe hin zur Weltgeltung führte. Und wer weiß gar heute davon... Ihm mit seiner einleitenden umfassenden Wortmeldung in dem Band das längst fällige Denkmal noch zu Lebzeiten zu setzen, das ist für mich ein besonders großes Verdienst von Margit Miosga und Reinhild Schneider. **Günter Höhne**

(Rupfen-Figuren von Renate Müller im Deutschen Spielzeugmuseum Sonneberg; Foto Günter Höhne)

Reinhild Schneider, Margit Miosga
Aus dem Spielzeugland
1945-1990 / Zeitzeugen berichten
Deutsches Spielzeugmuseum 2018
Hardcover/Halbleinen, 382 S., € 19,90
ISBN 978-3-00-058443-5

Weltzeituhr und Wartburg-Lenkrad

ist der Titel einer Buchveröffentlichung aus Anlass des in diesem Jahr bevorstehenden 50. Geburtstages der Weltzeituhr auf dem Berliner Alexanderplatz. Einst Verabredungspunkt Nummer Eins in der Hauptstadt der DDR, ist sie seit der Wiedervereinigung nun wirklich und nicht nur dem Stadtbezirks-Namen nach in „Berlin

Mitte“ daheim und ein Wahrzeichen für die ganze Stadt, so wie auch der gleichaltrige Fernsehturm. Buchautorin und Rundfunkjournalistin Heike Schüler stieß im vergangenen Jahr bei ihren Recherchen zur Geschichte der Weltzeituhr auf deren Schöpfer, den Berliner Industrieformgestalter und Design-Professor Erich John, und war bei mehreren Zusammentreffen mit ihm von seinen Erzählungen und Entwurfsunterlagen so begeistert, dass sie spontan auf die Idee zu diesem Buch über dessen Schaffen in der DDR kam. Als Partner dafür fand sie den namhaften, auf Berlin-Literatur spezialisierten Jaron Verlag.
Der lädt am **25. Februar 2019 um 19 Uhr** im Kulturkaufhaus **Dussmann** in Berlin-Mitte, Friedrichstraße 90, zur öffentlichen Buchpremiere ein. Der Eintritt ist frei, Erich John und die Autorin sind selbstredend anwesend und auch die Bücher zu je 12,- Euro – ganz druckfrisch.

AUS- UND EINBLICKE

In Bestform: Lausitzer Glas-Design nach 1950

Am **8. März 2019 um 18.00 Uhr** bittet die brandenburgische Stiftung „Fürst-Pückler-Park Bad Muskau“ ins Neue Schloss Bad Muskau zur Ausstellungseröffnung von **Designzentrum Werkstatt für Glasgestaltung Weißwasser – Friedrich Bundtzen und seine Mitarbeiter**. Es ist dies seit 2012 bereits die 4. historische Leistungsschau zum Thema Lausitzer Glas im Schloss an der Neiße. Ihr vorangegangen waren Ausstellungen zum Schaffen Wilhelm Wagenfelds, zwei Jahre später „Das schönste Glas der Lausitz 1950 bis 1970“ sowie 2016 „Design für den Alltag, Ankerglaswerk Bernsdorf“. Die Ausstellungskonzepte und -realisierungen lagen allesamt in Händen von Richard Anger, Architekt und Sammler in Berlin, der seit 2003 intensiv auch Design aus der DDR dokumentiert und deponiert, besonders Tafelgerät und industriell gefertigte Gefäße.
Die neue Sonderausstellung, die Höhepunkte serieller Lausitzer Glasgestaltung von den 1950er bis zu den 1970er Jahren würdigt, stellte Anger gemeinsam mit dem namhaften Cottbuser Historiker und Museologen Siegfried Kohlschmidt zusammen, der seit 30 Jahren einer der profundesten Kenner und Sammler von Lausitzer Glas ist. Zu der beeindruckenden Schau, die bis zum 16. Mai 2019 läuft, erscheint ein Katalog. Die Laudatio zur Vernissage am 8. März wird Günter Höhne halten.
www.muskauer-park.de

Alltag formen! Bauhaus-Moderne in der DDR

heißt eine neue Ausstellung im Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt **vom 7. April 2019 bis zum 5. Januar 2020**. Sie zeigt, so die Ankündigung, Objekte, die „funktional, langlebig und optimiert für die industrielle Massenproduktion in Tradition und Weiterentwicklung der Gestaltungsprinzipien des Bauhauses und der modernen Formgestaltung stehen“. Unter den Möbeln, Gefäßen, technischem Gerät und Grafik-Exponaten befinden sich auch Leihgaben aus der Sammlung Höhne. Zugleich zeigt die Schau den widersprüchlichen Umgang der DDR-Kulturpolitik mit dem Bauhaus-Erbe. Weiter heißt es dazu im Pressetext des Dokumentationszentrums: „Auf frühe Ansätze zur Wiederbelebung folgen Formalismusvorwürfe, Verfemung und eine Rückbesinnung auf vermeintlich nationale Gestaltungstraditionen. Erst der industrielle Wohnungsbau ermöglicht eine vorsichtige Rehabilitierung. In den 1970er Jahren wird das Bauhaus schließlich sogar zum offiziellen Kulturerbe der DDR erhoben. Im Schatten dieser wechselvollen Konjunktur inspirierten ehemalige Bauhäusler*innen durch ihre Gestaltungspraxis und Lehre eine neue Generation von Gestalter*innen, die ihrerseits die Alltagskultur der DDR entscheidend prägen sollte.“

Eröffnung der Ausstellung am 7. April 2019 um 14.00 Uhr. Weiteres unter
www.alltagskultur-ddr.de

Modegrafik in der DDR 1960 bis 1989

zeigt noch bis zum 31. März 2019 die Ausstellung **Zwischen Schein und Sein** in den Berliner Reinbeckhallen, kuratiert von Ute Lindner. Die hier präsentierten Skizzen, Zeichnungen und Grafiken „offenbaren eine Fülle an Temperamenten, Handschriften und Ideen, die das Mode- und Warenangebot in den HO- und Konsumläden nicht ahnen ließen“, heißt es im Text des Werbeflyers. „Adäquat umgesetzt werden konnten die Kreationen unter den Bedingungen der sozialistischen Planwirtschaft nur in Musterkollektionen und durch das Produktions- und Handelsunternehmen EXQUISIT.“
Die Kuratorin, selbst Absolventin der Kunsthochschule in Berlin-Weißensee und auch schon in der DDR Modedesignerin, vermittelt in der Ausstellungshalle an der Spree mit den gezeigten Entwürfen für das Modeinstitut der DDR, die Zeitschrift SIBYLLE und für EXQUISIT auch Einblicke in die Rahmenbedingungen, unter denen die Gestalterinnen und Gestalter arbeiteten. Ergänzend sind auch Beispiele herausragender Modefotografie in der DDR zu sehen.
Nähere Informationen:
http://www.reinbeckhallen.de/kunst-und-kulturprogramm/ausstellungen/detail/?eventid=35

Zum Schluss:

Günter Höhnes WORTGERICHT

Blaupause

Was eigentlich ist eine „Blaupause“, von der in den Medien jüngst immer wieder zu hören ist? Das 100-jährige Bauhaus sei angeblich eine für moderne Architektur- und Produktgestaltung auch heute noch, der Brexit eine für potenzielle weitere Europa-Fahnenflüchtige, die französischen Gelbwesten sollen eine sein für die auf dem Kontinent um sich greifenden wütenden Protestbewegungen der Straße, schwarz-grüne Parteienbündnisse in Bundesländern eine andere, um sich die Koalitionsfarben der Republik nach den nächsten Wahlen auszumalen, und der „America first“-Fürst in Washington sei jene für alle sich neuerdings sonst noch in die Brust werfenden nationalistischen Politikerinnen und Politiker.

Blaupause? Wisst Ihr überhaupt, junge Leute zwischen 20 und 50 und Jünger der Digitalisierung, was Ihr da Antiquiertes daher plappert? Von welcher „Blaupause“ Ihr sprecht? Nämlich von jener fotografischen Blaupause um 1900, dem Kopierverfahren für ein gezeichnetes oder geschriebenes Original, das folgendermaßen beschrieben wird: *„Man präpariert ein glattes festes Papier durch gleichmäßiges Auftragen einer Mischung von gleichen Teilen einer Lösung von 8 Gramm rotem Blutlaugensalz und 50 Kubikzentimeter destilliertem Wasser und einer solchen von 10 Gramm zitronensaurem Eisenoxidammon in 50 Kubikzentimenter destilliertem Wasser mit einem weichen Pinsel, Schwamm oder Leinwandbäuschchen. Wäscht man diesen überkopierten Druck in Wasser aus, so klären sich die Lichter und die Schatten werden tiefblau.“* Kapiert? Oder meint Ihr vielleicht die andere, durch Hektografie hergestellte Blaupause? Oder aber die mit blauem Durchschlagpapier gewonnene Kopie eines Dokuments?

Ach so – „Hektografie“ und „Durchschlagpapier“ auch noch nie gehört? Nie einen Text „mit drei Durchschlägen“ in eine brave Erika-Schreibmaschine gehämmert wie ich dereinst hunderte Male? Dann sprecht Ihr also von Dingen, die Euch zwar völlig fern und unbekannt sind, aber einfach so herrlich originell klingen. „Blaupause“ ist aber nicht originell, sondern nur das Original eines Begriffs von vor-vorgestern. Heute bloß noch eine ziemlich verblichene verbale Blaupause von „Blaupause“. Kleine Bedenkpause vielleicht vor der nächsten entsprechenden albernen Floskel-Verlockung?

Redaktionsschluss dieses Newsletters: 02. Februar 2019; Text- u. Foto-Copyrights, wenn nicht anders benannt: Günter Höhne. Zuschriften gern an: g.hoehne@industrieform-ddr.de